

Film

„Mir wurden Prügel angedroht“

28. November 2025, 18:03 Uhr | Lesezeit: 6 Min.

Christoph Maria Herbst spielt wieder seine ikonische Rolle als „Stromberg“, der schlimmste aller Chefs. Ein Gespräch über Missverständnisse in der Fußgängerzone, den „Klobrillenbart“ und Strombergs gescheiterte Karriere in der SPD.

Interview von David Steinitz

Zum Interview ploppt [Christoph Maria Herbst](#) auf die Minute pünktlich im Videofenster auf: „Ist ja auch Ihre Zeit.“ Der 59-jährige Schauspieler wurde durch die Büro-Serie „Stromberg“ berühmt, die von 2004 bis 2012 auf [Pro Sieben](#) lief, 2014 gab es noch [einen Kinofilm](#). Herbst spielt einen wirklich genial widerlichen Chef, der seine Angestellten bei der „Capitol-Versicherung“ terrorisiert. Lange fand er, fünf Staffeln und ein [Film](#) seien genug. Jetzt ist er nach über einem Jahrzehnt doch noch mal in seine alte Rolle geschlüpft. „Stromberg – Wieder alles wie immer“ startet am 4. Dezember im [Kino](#).

SZ: Beginnen wir beim Bart. Für die Version, die Stromberg um den Mund trägt, gibt es sehr viele lustige Bezeichnungen. Wie lautet Ihre?

Christoph Maria Herbst: Für mich ist das der Klobrillenbart.

Ich vermute, das Problem an der Sache ist, dass man diesen Bart eine Zeit lang auch privat tragen muss.

Das stimmt, das ist immer eine große Herausforderung für die Gesamterscheinung. Ich tröste mich immer damit, dass Bruno Ganz es vermutlich schwerer hatte, als er in „Der Untergang“ Hitler spielte.

Haben Sie Besitzansprüche angemeldet, als Markus Söder plötzlich auch angefangen hat, sich einen Klobrillenbart stehen zu lassen?

Der Mann hat ja mehr Gesichter als jeder Schauspieler. Er ist so präsent auf allen Kanälen, ich habe

das Gefühl, der dreht viel mehr als ich. Wenn einer so fleißig ist, soll er auch den Bart haben dürfen, ohne dass ich vor Gericht ziehe.

Der Versicherungsmann Stromberg trägt Krawatte. Können Sie die selbst binden?

Ich bitte Sie, selbstverständlich! Ich habe eine Ausbildung zum Bankkaufmann absolviert, weil meine Eltern darauf bestanden haben, dass ich etwas Anständiges lerne. Da hat man in den Achtzigerjahren auch in den Abteilungen ohne Publikumsverkehr ganz selbstverständlich Krawatte getragen. Windsorknoten, altdeutscher Knoten, habe ich alles drauf.

Welchen trägt Stromberg?

Das ist der altdeutsche Knoten, der ein bisschen schief aussieht. Fast, als sei er falsch geknotet, obwohl er das eigentlich nicht ist. Falsch geknotet, damit ist die Figur Stromberg ja auch gut beschrieben. Deshalb habe ich mich damals für diesen Knoten entschieden.

Am Ende des letzten Kinofilms war Stromberg in die SPD eingetreten, der Arme.

Stimmt, er hatte bei den Berliner Sozialdemokraten angeheuert. Es gab zwischendrin auch mal die Idee, diesen Erzählstrang weiterzuverfolgen. So in der Richtung, der Mann ist so schlimm, dass nicht mal die SPD ihn noch haben will und ihn nach Brüssel weglobt. Aber das haben wir dann doch wieder fallen lassen.

Weil die SPD in den vergangenen Jahren eher im Genre der Tragödie beheimatet ist?

Sagen wir es mal so: Bei einer Komödie will man die Leute ja doch mit eher guter Laune aus dem Kino entlassen.

Sie haben in den letzten Jahren oft gesagt, fünf Staffeln und ein Kinofilm reichen. Warum jetzt doch nach einem Jahrzehnt wieder ein Film?

Stimmt, das war lange kein Thema für mich. Ich habe aber auch das Glück, dass ich nicht auf diese Figur angewiesen bin, um meine Miete bezahlen zu können. Sonst hätte ich vielleicht schon früher Druck gemacht. Aber irgendwie war die Zeit jetzt doch wieder reif. Der „Stromberg“-Erfinder Ralf Husmann hatte eine gute Idee, und ich hatte wieder Bock. Das war ein Treffen von Freiwilligen.

Sie haben erst dieses Jahr gedreht, und schon kommt der Film ins Kino.

Ja. Das ging erstaunlich schnell. Aber das ist natürlich dem Umstand geschuldet, dass eine Büro-Komödie in der Postproduktion deutlich weniger aufwendig ist als irgendein CGI-Spektakel. „Stromberg“ spielt in einer herrlich analogen Welt.

„Stromberg“ ist eine Mockumentary, also eine fiktive Geschichte, die so tut, als handele es sich um eine Dokumentation. Das war im deutschen Fernsehen Neuland, als die erste Staffel 2004 ausgestrahlt wurde. Gab es Zuschauer, die die Sendung für echt gehalten haben?

Oh ja. Mir wurden in der Fußgängerzone Prügel angedroht. „Da ist das Arschloch, das seine Angestellten so kacke behandelt“, so in der Art.

Könnte man auch als Kompliment für den Schauspieler Christoph Maria Herbst auslegen?

Absolut, wenn man so überzeugend ist, dass die Leute es für echt halten, ist das auch eine Form von Lob. Aber auch nur so lange, wie du nicht mit gebrochenem Unterkiefer in der Notaufnahme liegst.

Wie haben Sie reagiert auf die Fußgängerzonen-Rowdys?

Man erklärt halt, dass das alles nur gespielt ist, eine Komödie. Und jetzt sind über zwanzig Jahre vergangen seit der ersten Staffel, da sollte auch der Verstrahlteste verstanden haben, dass das nicht echt ist. Aber das Phänomen, mit der Rolle verwechselt zu werden, kennen viele Schauspieler. Klausjürgen Wussow musste sich durch die „Schwarzwaldklinik“ auch von Heerscharen grau melierter Damen die Wehwehchen vorführen lassen, weil die dachten, er sei wirklich Arzt.

Meine Vermutung wäre, dass „Stromberg“ mehr männliche Fans hat als weibliche.

Das konnten Sie am Anfang sehr schön an den sogenannten „Werbeinseln“ ablesen. Da liefen fast nur Spots für Rasierer, Rasierklingen, Autos. Interessanterweise hat sich das irgendwann gedreht, und es kamen immer mehr Frauen dazu, was uns natürlich freut. Und nach der langen Pause steigt mit dem neuen Film vermutlich schon die nächste Generation ein. „Stromberg“ wird erstaunlich viel von jungen Leuten gestreamt.

Was, glauben Sie, reizt die jungen Zuschauer daran?

Meine These ist, dass Teenager ständig von ihren Eltern gefragt werden, was sie werden wollen. Und dann zeigen die auf Stromberg und sagen: Ich kann euch schon mal zeigen, was ich definitiv nicht werden will. Nämlich dieser alte weiße Mann, dieses Fossil aus dem letzten Jahrtausend mit

seinem schrecklichen Bürojob. Ich glaube, junge Menschen schauen „Stromberg“ vor allem als Horrorfilm.

Die Quoten der ersten Staffel waren nicht so gut ,wie man sich das bei Pro Sieben vermutlich vorgestellt hatte. Warum wurde damals nicht der Stecker gezogen?

Ich fürchte, die Quoten waren ehrlich gesagt über alle Staffeln hinweg nie so gut, wie man sich das bei Pro Sieben erhofft hatte. Ich glaube, da hat uns Bully mit seiner „Bullyparade“ sehr geholfen. Die lief auch auf Pro Sieben, und die war auch lange nicht so erfolgreich, wie sie dann einmal wurde. In diesem Sinne waren wir beim richtigen Sender, weil Pro Sieben damals darauf vertraut hat, dass sich das Format etablieren wird. Da hat sich ein Privatsender wirklich mal gelöst vom Marktanteil, das muss man ihnen hoch anrechnen.

Ein Vorteil war vermutlich auch, dass es teurere Formate gab.

Absolut, Menschen in einem Büro, das lässt sich vergleichsweise günstig finanzieren. Aber obwohl die Quoten eher mäßig waren, waren die Werbeslots immer sofort ausgebucht. Ich glaube, die Sendung hat auch vielen Firmenverantwortlichen sehr gut gefallen.

Der erste Kinofilm wurde 2010 dann zum Teil durch Crowdfunding finanziert.

Ich musste damals erst mal googeln, was das überhaupt ist, das war absolutes Neuland, einen Film auf diesem Weg zu seinem Budget zu verhelfen. Ich weiß noch, dass wir dazugeschrieben haben, dass wir die eine Million Euro innerhalb von sechs Monaten zusammenbekommen müssen.

Und?

Nach sechs Tagen war das Geld zusammen.

Ein schönes Kompliment, Sie scheinen sehr treue Fans zu haben.

Ja, das hat uns alle zu Tränen gerührt. Und der Film lief dann so gut, dass wir den Leuten ihr Geld sogar mit ungefähr 16 Prozent Gewinn zurückzahlen konnten.

Der neue Film wurde jetzt von Amazon mitproduziert. Gab es viele Interessenten?

Die Streamingdienste sind ja immer auf der Suche nach bekannten Marken, aus denen man noch

mal etwas machen kann.

Wie ist denn das Verhältnis zwischen Drehbuch und Improvisation? Es wirkt vermutlich improvisierter, als es in Wahrheit ist?

Das stimmt. Wir spielen die Texte so, dass man denken könnte, es sei spontan entstanden. Die meistgestellte Frage der Fans lautet deshalb auch immer, woher ich die großartigen Sprüche habe. Ich sage dann immer: aus dem Drehbuch. Deshalb hat der liebe Gott ja die Arbeitsteilung erfunden. Ralf Husmann kann nicht so gut spielen, ich kann nicht so gut schreiben wie er.

Aber ein bisschen Improvisation wird doch dabei sein?

Wir haben das in den Proben aufrichtig versucht. Aber es war fast nie so lustig wie das, was schon im Skript stand. Wenn Sie mich zwingen, eine Zahl zu nennen, würde ich sagen, dass höchstens 0,3 Prozent von „Stromberg“ improvisiert sind.

Was mir an „Stromberg“ immer sehr gut gefallen hat, war das Gefühl, dieses Großraumbüro regelrecht riechen zu können. Wie riecht es denn dort?

Da stand gleich zur ersten Staffel bei Ihnen in der Zeitung eine schöne Kritik, dass ich eine Figur spiele, die aussieht, als würde sie schlecht riechen. Das hat mir sehr gut gefallen, das hat es wunderbar auf den Punkt gebracht. In diesem Büro riecht es auf jeden Fall nach Filterkaffee, ein bisschen süß, ein bisschen säuerlich, und ich hoffe, es ist tatsächlich nur der Kaffee, der so riecht.

Steckt in diesem Büroalltag noch viel von Ihrer Ausbildung zum Bankkaufmann?

Klar, diese Erfahrung habe ich reichlich geplündert, da gab es auch so Stromberg-Typen. Büro, das ist für mich bis heute ein Ort, an dem viel zu viele Menschen auf zu wenig Platz aufeinandertreffen, im Sommer läuft die Klimaanlage, alle schütteln sich ständig die Hand, und man wird sofort krank.

Nicht nur im Vergleich zu Ihrer Ausbildung, sondern auch zum letzten Film: Der Büroalltag hat sich aber auch ganz schön verändert.

Klar. Das war natürlich die Herausforderung, diesen Veränderungen Rechnung zu tragen. Aber das sind natürlich alle Elemente, die diese Figur nur noch lustiger machen, wenn man sie damit konfrontiert. „Flex Desk“, „Coworking-Space“, das bleiben für Stromberg, dieses Fossil, natürlich Fremdworte.